



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

## Aus der Henkenhagener Ortsgeschichte.

Von E. Mews - Henkenhagen.

### Der Ulrichshof.

Der Ulrichshof im engeren Sinne einer Hofanlage ist das Hofgrundstück der Pommerschen Bauernhochschule, im weiteren Sinne als Ortsbezeichnung eine Siedlungsgruppe, die auf einem umfangreichen Wirtschaftsbetriebe nach dem 7jährigen Kriege durch Ansiedlung von Kolonisten entstand. Der Ulrichshof bildete bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts den westlichen Teil des Dorfes Henkenhagen und grenzte im Westen unmittelbar an den Kolberger Stadtwald.

Die ersten urkundlichen Nachrichten über den heutigen Ortsteil Ulrichshof, der sich später im Besitz des Kolberger Nonnenklosters befindet, geben vielleicht die Klosterurkunden, nach denen Ritter Leslaus Romyken in Nihene (Lassehne) mit Einwilligung seiner Söhne Swantes, Peter, Jante und Leslaus im Jahre 1355 dem Jungfrauenkloster in Kolberg 8 1/2 Hufen des Dorfes Henkenhagen im Rentenkaufverfahren für 500 Mark verkaufte. Das Wiederkaufrecht, das sich Leslaus v. Rameke für 10 Jahre vorbehielt, ist nicht in Anwendung gebracht worden. Mit dieser Erwerbung sah das Kolberger Nonnenkloster festen Fuß in Henkenhagen. Nach den vorhandenen Ueberlieferungen kann es sich bei dieser Erwerbung nur um einen Teil des späteren „Ulrichshofes“ handeln. Dafür spricht u. a. auch die Annahme, daß die Lassehner Grundherrschaft zunächst wahrscheinlich den für sie entlegenen Ortsteil, d. h. den heutigen Ulrichshof, verkauft haben dürfte. Bemerkenswert ist, daß die Verkäufer für den Fall, daß die verkauften Höfe durch Abgabendruck verödeten, Ersatz aus anderen Gütern versprachen. Die Hofinhaber sollten im Genuß aller Vorteile, die ihnen aus Aedern, Wiesen, Fischfang im Meer von altersher zustanden, verbleiben. Dieser ersten Erwerbung folgten bald weitere, die dann auch über den westlichen Ortsteil hinausgriffen, sich mit städtischem und ritterschaftlichem Besitz mengelten und in späterer Zeit ein herzogliches Amtsdorf bildeten.

### Boltenhagen-Ulrichshof.

Mit der Erwerbung des westlichen Ortsteils von Henkenhagen muß dieser Ortsteil (der heutige Ulrichshof) seinen Ortsnamen gewechselt haben, eine Tatsache, die bei einem Besitzwechsel in damaliger Zeit häufiger in Erscheinung tritt.

In Urkunden, die sich zweifellos auf diesen westlichen Ortsteil von Henkenhagen beziehen, tritt nun der Ortsname Boltenhagen oder auch Bolzenhagen auf. Boltenhagen wird dem Kloster bereits 1429 vom Bischof Siegfried als Besitz bestätigt, ohne daß aus den Klosterakten eine Erwerbung dieses Dorfes durch das Kloster zu erkennen ist. Ebenso spurlos verschwindet diese vielfach umstrittene Ortsbezeichnung wieder nach der Erwerbung durch den Bischof Ulrich und heißt nun in allen späteren Urkunden Ulrichshof.

### Boltenhagen-Ulrichshof wird herzogliches Amtsdorf.

Das reichbegüterte Jungfrauenkloster in Kolberg-Altköslin entging dem Schicksal der meisten andern Klöster, die von der kirchlich-finanziellen Bewegung der Reformationszeit verschlungen wurden. Der reiche Besitz des Klosters macht es aber verständlich, daß der starkverschuldete Bischof Franz aus dem

Greifengeschlecht, der sich und seiner Gemahlin in Köslin eine recht behagliche Residenz schuf (1602 bis 1618), nach diesem Besitz strebte und es auch durchsetzte, daß ihm mit Rat und Bewilligung der regierenden Herzöge Bogislaw und Kasimir die Verwaltung und Einkünfte des Klosters seitens der Stiftsstände abgetreten wurde. Den Stiftsständen verblieb nur soviel, „als zur nothdürftigsten Alimentation der Klosterpersonen“ erforderlich war. Durch diesen Vergleich, der am 20. Januar 1603 zustande kam, kamen auch die klösterlichen Hufen in Henkenhagen und damit auch Boltenhagen (oder wie es in den Urkunden der damaligen Zeit heißt „Der Boltenhagen“) in unmittelbaren bischöflichen Besitz.

Mit dem Beginn des 30jährigen Krieges räumte Franz seinem Nachfolger Ulrich den Bischofsstuhl ein und siedelte nach Stettin über. Bischof Ulrich, ein tüchtiger Jäger und sicherer Schütze, war es dann, der sich hier in unmittelbarer Nähe des Kolberger Stadtwaldes ein herrschaftliches Jagdschloß, den Ulrichshof, erbaute und damit dem Ortsteil den Namen gegeben hat, der bis heute Geltung behielt. Nach einem Jagdbesuche in Stettin starb der schon lange kränkelnde herzogliche Bischof, der ebenfalls in Köslin seine Residenz hatte, im 34. Lebensjahre als erster Pommernfürst, der in der Würde eines Bischofs sein Leben endete.

Auch sein Nachfolger Bogislaw XIV., der ebenfalls in Köslin residierte, war wie Ulrich ein eifriger Jäger. Der überlieferten Nachricht, daß er in acht Tagen des Festjahres 1625 nach Kolberg 100 Hasen erlegte, darf man vielleicht entnehmen, daß auch er oft und gerne auf dem Ulrichshof wohnte, um im benachbarten Kolberger Forste, an den das Hofgrundstück grenzte, der Jagd nachzugehen. Mit ihm sinkt 1637 der letzte Greife ins Grab.

\*

Als abgabepflichtige, bäuerliche Besitzer „Im Bolten Hagen“ werden zu dem Jahre 1608 namentlich aufgeführt:

Jakob Maas, der Hufner	1 1/2 Hufen,
Paul Simon	1 1/2 Hufen,
Jakob Maas, der Kossäte	1/2 Hufe,
Peter Maas	1 Hufe.

Diese Besitzer standen wie weiter unten ausgeführt wird, in lassischem Verhältnis zur herzoglich-bischöflichen Grundherrschaft. Die Gesamtzahl der aufgeführten 4 1/2 Hufen, zu denen dann noch eine für den bischöflichen Hof abgezweigte Hufe hinzukommt, entspricht den 5 1/2 Hufen, mit denen das Kloster in Altköslin seine erste Erwerbung in Henkenhagen machte und bestätigt die Annahme, daß Boltenhagen ursprünglich einen Teil der Siedlungsgemeinde Henkenhagen bildete und daß Boltenhagen und Ulrichshof ein und derselbe Ortsteil sind. Diese Annahme findet in der Tatsache, daß die Familien Maas und Simon bis in die neueste Zeit auf dem Ulrichshof ansässig waren, eine weitere, durchaus beweiskräftige Bestätigung.

### Die Ruffenschanzen auf dem Ulrichshof.

Bei den drei Belagerungen Kolbergs durch die Russen 1758, 1760 und 61 hat Henkenhagen außerordentlich zu leiden gehabt. Die bäuerlichen Wirte waren nach dem 7jährigen Kriege mit ihren Abga-

ben stark im Rückstande. Als Ausgleich wurden ihnen wie auch den andern Bauern der Stadtdörfer, die im Bereich des Kriegsschauplatzes lagen, auf Egl. Befehl erhebliche Erleichterungen zugesagt.

Die örtliche Leitung der Belagerungstruppen hatte sich in dem herrschaftlichen Gehöft des Ulrichshofes, das während der Belagerung abbrannte, einquartiert und ein mächtiges Befestigungswerk, die sogen. „Ruffenschanzen“ auf dem Ulrichshofe eingerichtet.

Zwar hatte die Domänenkammer Stettin bereits 1769 die Einhebung der Schanzen durch die Dörfer Henkenhagen, Bodenhausen und Nedain im Burgendienst in bestimmter Form angeordnet mit dem Bemerkenswerten, daß „ihnen auch einiges Bier gegeben werden könne, damit sie bei dieser Arbeit etwas fleißiger sein mögen“, aber die bäuerlichen Wirte fühlten sich nach der Freispredung von allen Fuhrlieferungen, die ihnen mit den Freipässen zugesichert waren, weil sie keine Hofwehren erhalten hatten, zu den Burgendiensten nicht mehr verpflichtet und so erfolgte die Einhebung der Schanzen erst ein Menschenalter später und dann auch noch so unvollkommen, daß noch 1850 das ganze Werk in seiner Anlage zu erkennen war.

In einem ausführlichen Bericht (Staatsarchiv Stettin, Depot. Stadt Kolberg Nr. 378) rechtfertigt sich der Kolberger Magistrat, der von der Kösliner Regierung für die Verzögerung verantwortlich gemacht wurde im Jahre 1887, daß er versucht hat, durch gütliche Aufforderung, da diese Burgendienste nicht anders zu erzwingen sind, sämtliche Bewohner in Henkenhagen und der Fischerlage zur Einhebung der Schanzen heranzuziehen. Aber bereits am zweiten Tage erklärten die Hand- und Spanndienste leistenden Einwohner rundheraus, „daß sie dem reichen Bauer zu Ulrichshof, der Land genug im Besitz habe, durchaus nicht weiter frohnden würden, es koste was es wolle“. Mit dem Hinweis auf die Sellnower Wirte, die ihre „ohngleich geräumigen Schanzen“ bereits vor einigen Jahren, wie es sich von selbst versteht, ohne Unterstützung der Rammerei eingebnet hatten, wie auch auf die fünf Wirte in Bullenwinkel, die ebenfalls keinen Anspruch auf Vergütung geltend gemacht hatten, bemerkt der Magistrat, daß die hohen Kornpreise es durchaus gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn die Besitzer aus eigenen Mitteln und Kräften die Einhebung vornehmen würden. Gerade der Besitzer vom Ulrichshof, der den besten ritterfreien Bauernhof im Eigentum besitze, von dem er weder Abgabe noch Fourage liefere, rühre durch sein ungehöriges Querulieren die ganze Angelegenheit wieder auf. Im Uebrigen habe er mit der Uebernahme des Hofes nach dem 7jährigen Kriege auch die Schanze mitübernommen, die einzubauen seine persönliche Aufgabe sei. Außerdem liege ihm ein Angebot von einigen Henkenhagener Einwohnern vor, die die Schanze unter der Bedingung plantieren wollten, daß er ihnen das hergerichtete Land vier Jahre für den Anbau von Kartoffeln überlasse und Strauch zur Bewehrung der Felder zur Verfügung stelle.

Die verschiedenen Eingaben endigten mit dem Ergebnis, daß der Besitzer die Einhebung, die nach seiner Angabe „Menschenkräfte“ übersteigt, selber durchzuführen hat.

(Fortsetzung folgt.)



# „De Gill.“

## Alt-Samunder Bauerngilde.

Unter den Batebessuchern unserer Strandbäuer fanden sich häufig auch „Volkstumsforscher“, deren Denken entweder durch die Bademüde an Tiefgründigkeit eingebüßt hatte, oder ihr Fortschreiten hatte von vornherein mit Tiefgründigkeit nicht allzuviel zu tun gehabt. Denn es stellten einige unter ihnen die seltsame Behauptung auf, daß die Samunder von den wendischen bzw. polnischen Kasuben abstammten. Es können diesen Herren eine große Fülle von Gegenbeweisen vorgehalten werden, wie deutsch und besonders niedersächsisch das Volkstum der Samunder ist. Das beweist noch heute die Bauart der Höfe, Möbel, Hausrat, Tracht, wie auch besonders die lange festgehaltene Frauen- und Brauttracht mit dem hohen altdeutschen „Peil“, der Brautkrone, wie sie jahrhundertlang die Volkstämme Westdeutschlands bis an die Meeresküste aufzeigten.

Ganz besonders tritt dies aber in einer Festlichkeit in Erscheinung, die bis in die neueste Zeit hinein in Samund begangen wurde, und alle Kennzeichen des mittelalterlich-deutschen Maienfestes zeigt. Es ist, in plattdeutscher Mundart der Samunder gesprochen, „de Gill“. Wie als Ausdruck der Maienfreude von deutschen Volkstämmen um Pfingsten herum ein schönes Naturfest begangen wurde, so feierten die Samunder mit ihren befreundeten Dörfern als praktische Landwirte nach der frühjahrsmäßigen Beststellungszeit dieses Fest, ehe die neue Erntearbeit mit der Heumahd wieder einsetzte. Und zwar aus Platzmangel, — da die ehrenwerten Samunder bis vor wenigen Jahren kein Gasthaus besaßen und es daher an entsprechendem großen Räumen für den Tanz fehlte, — an drei Stellen im Dorfe zugleich. So konnte denn das ganze Dorf teilnehmen. Und es nahm teil. Man feierte „de Gill“ an der Landseite, an der See- und an der Rossfährseite. Diese letzteren waren die kleineren Besitzer, die nur ein bis zwei Pferde hatten. Das bedingte aber keinen Augenblick irgend einen sozialen Unterschied an diesem Frühlingssieste. Die Einteilung geschah lediglich aus praktischen Gründen. Auf dem Hofe des bäuerlichen Wirtes, wo das Fest, das jedes Jahr umging, gefeiert werden sollte, wurde schon wochenlang vorher alles gefäubert, ausgebessert, neu getüncht und gestrichen, damit der Hof sich richtig als Musterhof darstellte. Die Hofstätte war sauber aufgeräumt, die Stuben wurden für den Tanz frei gemacht. Nur eine gemütliche Stube blieb für die älteren Wirte zum „Möhen“ und um ein Kartenspielen zu machen. Dann wurde mitten auf der Hofstätte der große grüne Maibaum (belaubte Birke) aufgerichtet. Eine Musikkapelle voran, kam die ganze umwohnende Jugend schon früh am Mittag auf den Hof gezogen, wo anfangs um den Maibaum herum, später in den Stuben der ganze Reichtum der alten Singetänze von der Jugend, und was auch noch im reiferen Alter das Tanzbein schwingen mochte, aufgeführt wurde. Gegen Abend, wenn das Vieh besorgt werden mußte, ging aber alles ehrbarlich auf den eigenen Hof zurück. Dort war als Hüterin des

Hauses nur die „Mutter“, die Hausfrau, zurückgeblieben. Das ganze Herrichten des Essens lag in diesen Tagen, da die Jugend sich freute, auf ihren Schultern, denn „de Gill“ dauerte, wie alle großen Feste, der Tage drei. Und Tanzen macht hungrig. Aber beim Besorgen der nötigsten Außenarbeit, dem Melken und Viehbesorgen, half die Hausjugend, aber in der bekannten eiligen Weise, damit man bald wieder in die Festtracht und zum Tanzplatz kam. Erst spät wurde die Ruhe aufgesucht, und natürlich der nächste halbe Vormittag verschlafen. Auch den zweiten Tag ging es so, und am dritten Tage ging man überhaupt nicht schlafen, sondern tanzte die ganze Nacht hindurch, was in den schönen Frühlings- und Sommernächten vielleicht ein größerer Genuß als in der Wärme des Tages war. Aber auch die älteren Wirte, die bei ihrer ehrbaren Art sich dem Tanze nicht mehr hingaben, waren in dieser Zeit nicht müßig. „De Gill“ sollte besonders auch die Geschlossenheit des Bauerntums betonen, das Füreinander-einstehen als Nachbarn und gemeinsame Dorfbewohner. So waren diese Tage besonders auch der Versöhnung gewidmet. Wo es nur bekannt war, daß Nachbarn oder Freunde aneinandergeraten waren, daß Unfrieden oder längerer Streit zwischen den Höfen obwaltete, da bemühten sich die älteren Wirte, die streitenden Hausewörter erst allein in überredendem Sinne sich vorzunehmen, und in diesen Tagen das Ausöhnen zum Abschluß zu bringen. So sparten die Dörfer gelegentlich dieses freundlichen Frühlingssieste den Schiedsrichter und brachen Prozessen die Spitze ab.

Am dritten Tage zog die ganze frohe Jugend, und die heiter gestimmten Alten desgleichen, die Musikkapelle voran, durchs Dorf, wobei oft die drei Parteien, die „de Gill“ feierten, zusammentrafen. Sie führten den grünen Maibaum mit sich, und pflanzten ihn bei dem Wirt des Hofes ein, da im nächsten Jahre „de Gill“ ihre Stätte finden sollte.

So hat dieses Fest in seiner deutschen guten Eigenart sich durch viele Jahrhunderte erhalten, und, an unsern heutigen „Festen“ gemessen, muß jeder Unbefangene zugeben, daß die Beweggründe zu diesem Feste wirklich einen sinnvollen Anhalt gaben. Da sollte ein eigenartiger Trauerfall diesen harmlosen Feiern ein Ende machen. Schon war auf einem Hofe wieder alles für „de Gill“ gerüstet, als wenige Tage vor der Feier der Wirt in seiner Stube auf einen Stuhl stieg, um an der Wanduhr etwas in Ordnung zu bringen. Vielleicht war eines der Stuhlbeine nicht sicher gewesen. Genug, der Stuhl fiel mit dem Manne so unglücklich um, daß die Schenkelbeine ihn sehr bedenklich am Unterleibe verletzten. In kurzer Zeit war der Hauswirt eine Leiche. Und statt, daß die Musik zu fröhlichem Tanze blies, mußte gerade am Tage der Festfeier ein langer Leichenzug mit Choralmusik den Toten auf den Friedhof geleiten. Damit war die ganze Freude an dem alten Volkssieste in dem Dorfe zerstört, und weil sich gerade um diese Tage das Gedächtnis des Unglücksfalles wieder jährte, ist das Wiederbegehen der

Feier unterlassen worden. Das ist für das bäuerliche Volkstum genau so bedauerlich, als wenn das fröhliche sinnvolle Erntefest nicht mehr gefeiert würde. Aber auch an diesem Ausschnitt aus dem Volkstum der Samunder ist klar ersichtlich, daß wir es bei ihnen nicht mit einem wendischen oder gar polnischen Volkstamme zu tun haben, sondern mit einem kerndeutschen.

Marie Luise Barz.

## Pommersches Volksliedarchiv.

VIII.

Zur Volksballade „Es hatte ein Gastwirt einen Sohn“.

Auf die Umfrage des Pommerschen Volksliedarchivs in „Unsere Heimat“ 1928, Nr. 1, nach dem vollständigen Text eines Volksliedbruchstücks aus der Gegend von Garzigar ist von Herrn Landwirt Berthold Schwarz in Augustin, Kreis Köslin, nachstehende Fassung des gesuchten Liedes mitgeteilt worden:

1. Es hatt' ein Gastwirt einen Sohn, den ließ er etwas lernen schon, das Schlosserhandwerk eben.
2. Als er nun ausgelernet hat, gab er sich auf die Wanderschaft und tat sich was versuchen.
3. Als sechzehn Jahre waren um, und der Gesell nach Hause kam, seine Eltern zu besuchen.
4. Stellt er sich als ein Fremder hier, bat höflich um ein Nachtquartier, gab sich nicht zu erkennen.
5. „Ach Gastwirt, lieber Gastwirt mein, verwahren Sie mein Ränzlein, tut es mir wohl verwahren!“
6. Darin hab ich mein Wäsch' und Buch und, was ich sonst noch haben muß. Tut es mir wohl verwahren!
7. Darin hab ich ein schön Stück Geld, was ich gespart hab in der Welt in meinen jungen Jahren.
8. Ach, Gastwirt, lieber Gastwirt mein, schreib an die Zehse groß und klein! Morgen früh werd ich all's bezahlen.
9. Die Tochter nahm das Licht zur Hand und leuchtet ihm anz unbekannt und führte ihn zu Bette.
10. „Ach Jungfer, liebe Jungfer mein, haben Sie kein einz'ges Brüderlein, daß Sie müssen alles verrichten?“ —
11. „Ach ja, ich hab der Brüderlein nur zwei gehabt im Leben. Der eine starb vor kurzer Weill nur erst vor 14 Tagen.“
12. Der andre wird sein lange tot. Wir haben in sechzehn Jahren kein Wort von ihm erfahren.“ —
13. „Ach Schwester, liebe Schwester mein, ich bin dein einz'ges Brüderlein, der hier tut vor dir stehen.“

## Deutsche Marktplätze.

Von Karl Demmel.

Deutsche Marktplätze — man könnte unendlich viel darüber schreiben. Denn der Marktplatz ist das Gesicht der Stadt. Es gibt Städte ohne einen solchen Marktplatz aber Hand aufs Herz: welcher Wanderer strebt nicht immer zuerst nach dem Marktplatz in einer fremden Stadt? So gut wie jede Bahnhofstraße ihr bestimmtes eigenes Gepräge hat, so auch jeder Marktplatz. Nur daß wir nicht so verallgemeinern können, wie bei der Bahnhofstraße. Der Marktplatz einer Stadt bedeutet ihre Repräsentation. Denn hier prägt sich, wenn man so sagen will, gleichsam die Seele der Stadt aus. Hier fühlt man ganz und gar, welcher Art dieses städtische Wesen ist. Gewiß, wir haben Stilzeichnungen dafür, wir sprechen von Renaissance, Barock, und sonstigen Städten. Und sind die Bauten an der Peripherie des Platzes vielfach neu geworden, die eigentliche Anlage desselben blieb erhalten. Und endlich hat man auch unsere Stadtbaumeister damit beauftragt, darauf zu sehen,

daß das ursprüngliche Stadtbild nicht durch kitschig wirkende Bauten verunstaltet wurde. Und in dieser Beziehung ist wohl gerade in den Städten mit gotischem Charakter viel gesündigt worden. Man stellt z. B. auf den Straßburger Marktplatz neben das wundervolle Rathaus einen viereckigen Kasten, ein Kaffeel. Aber noch schlimmer beinahe ist es, wenn man darauf versieht, amtliche Gebäude im gotischen Theaterstil zu errichten, wie die gotisch gehaltenen Postämter zu Lübeck und Greifswald. Wir müssen ja zugeben, daß, um ein schönes, einheitliches Stadtbild zu erhalten, keineswegs das wirtschaftliche Leben einer Stadt leiden darf. Es haben trotzdem Baumeister verstanden, Neubauten dem Charakter des Gesamtbildes so anzupassen, daß sie nicht aus dem Rahmen herausfallen wie z. B. der einzig schöne Renaissancemarkt in Berlin mit der dahinter aufragenden gotischen Kirche. Hier sind einige Neubauten trefflich eingefügt worden. Seit altersher sind die Marktplätze neben ihrem eigentlichen Zweckdienst als Abhaltungsort der Märkte und Messen, auch Versammlungsort für die Bürgerschaft gewesen. Hier

wurden Beschlüsse gefaßt, hier versammelte man sich zur Demonstration gegen irgend ein Gesetz, hier wurde — insbesondere in den Rosandstädten — auch öffentlich Gericht abgehalten, und nicht selten handte ein Mörder sein Leben vor dem Standbild des Roslands durch das Schwert aus. Es drängt bei allen Festen auch immer zum Markt. Es wird auch noch heute auf den Märkten gefeiert und gehandelt in Buden und Ständen, doch haben diese Märkte ihre einstige städtische Bedeutung längst verloren. Der Marktplatz einer Stadt soll, und muß das Zierstück des ganzen Ortes bleiben. Wir finden die stolzen und vornehmsten Häuser neben dem selbstverständlichen Rathaus. Zuweilen sind uns auch noch Brunnen erhalten. In neuer Zeit aber haben vielfach die Kriegerdenkmäler hier ihre Aufstellung gefunden. Und oftmals verstand man es, fürstliche Schlösser in das Bild mit hinein zu komponieren. Der Marktplatz einer kleinen Stadt steht natürlich immer anders aus, als der einer größeren. In der Größe erkennen wir im Marktplatz die Macht und Würde des Ortes, schon durch seine Bauweise; selbstverständ-



14. Drauf schenkt er ihr ein schön Stück Geld,  
„Schweig still und sag's den Eltern nicht,  
sonst muß ich wieder aufstehen!“

15. Die Tochter folgte seinem Rat  
und hat den Eltern nichts gesagt  
und tät zu Bette gehen.

16. Als es nun kam um Mitternacht,  
die Eltern sind vom Schlaf erwacht  
und täten das Geld befehen.

17. Das macht den Eltern frohen Mut,  
und dachten, jetzt kanns werden gut,  
wenn wir ihn nur erschlagen.

18. Der Satan ließ ihr keine Ruh;  
sie gingen nach der Kammer zu  
und täten ihn erschlagen.

19. Als nun der erste Schlag geschah,  
und der Gesell vom Schlaf erwacht  
und tät erbärmlich schreien:

20. „Sollt ich in meines Vaters Haus  
mein junges Leben hauchen aus  
und meinen Geist aufgeben!

21. Ach Jesu an des Kreuzes Stamm,  
Nimm doch mein' arme Seele an,  
tu mir mein' St. d' verzeihen!“

22. Die Tochter hört dies groß Geschrei,  
ließ eilend nach der Kammer bei  
und tät erbärmlich schreien.

23. „Verflucht sind doch die Hände dein,  
die hier mein einziges Brüdlein  
so jämmerlich umbringen!“ —

24. „Verflucht die Stund“, die Mutter sprach,  
„da ich das Geld befehen hab“,  
und sprang sogleich in Brunnen.

25. Der Vater stach sich selbst in Hals.  
So wurde all's ermordet bald.  
Ach, was ist das für Jammer!

26. Die Tochter starb vor Verzweil;  
den Freunden bracht's viel Traurigkeit.  
Herr Gott behüt' uns doch alle!

Die Umfrage hat insgesamt zwölf Fassungen bzw. Bruchstücke dieser Volksballade aus Pommern gebracht, und zwar aus Garzigar (Lauenburg), Bollin (Rummelsburg), Eventhin und Symbow (Schlawe), Augustin (Röslin), Belgard a. Perz., Gröfßin (Schivelbein), Neuschivelbein, Garz (Pyritz), Neuentkirchen bei Greifswald, Stralsund und Thesemitz auf Rügen. Unter diesen Fassungen ist die aus Augustin die vollständigste. Herr Schwarz, dem auch an dieser Stelle für die Uebersetzung nochmals besonders gedankt sei, hat das Lied in seiner Jugend in Beeltow, Kreis Schlawe, kennen gelernt. Es ist sicher kein Zufall, daß damit aus dem Kreis Schlawe drei Fassungen stammen. Wir dürfen wohl annehmen, daß sie alle auf eine Quelle zurückgehen, zumal Herr Schwarz mitteilt, daß ein in seiner Jugend von ihm geschriebenes Nidderbuch früher an einen Eventhiner Bekannten verliehen worden und von dort nicht wieder an ihn zurückgekommen ist. Diese eine Quelle ist die Schwarzhöhe Fassung, die die längste und einzige ganz und gar vollständige ist. Von dieser sind wahrscheinlich auch die übrigen hinterpommerschen Fassungen ausgegangen. Wie das Lied nach Beeltow gekommen, läßt sich leider

nicht mehr feststellen. Der Einsender will es bereits von seiner Großmutter gehört haben. Vielleicht hat es ein wandernder Bänkelsänger auf dem Jahrmarkt in Köslin gefunden oder ein von Dorf zu Dorf ziehender Leiterkastenmann. Das graufige Thema und die realistisch-dramatische Darstellung lassen nach Mitteilung von Herrn R. A. Tie mann, Assistent am Pom. Volksliedarchiv in Greifswald, auf ein volkstümliches Lied als Ursprung schließen. Ein durch Bersingen gesunkenes Kunstlied ist nicht anzunehmen.

Ueber die Herkunft des Liedes äußert sich Herr R. A. Tie mann wie folgt:

„Die ersten Erwähnungen dieses Liedes liegen ziemlich weit zurück. In den Leipziger Annalen von Vogel wird berichtet, daß im Jahre 1618 diese Begebenheit sich zu Leipzig beim Gastwirt „Zum güldenen Siebe“ in der Halleischen Gasse wirklich zugetragen habe. Und auch M. Wiedemann berichtet im siebenten Monat seiner „Histor. Poet. Gesangschaften“ (Leipzig 1689) fol. 90 folgende Stelle einer Chronik Gottfried Schulzens fol. 724: Anno 1649 kam zu Thermels in Böhmen eines armen Mannes Sohn zu Hause, der 18 Jahre im Krieg gewesen war

und gab sich erstlich niemanden als seiner Schwester zu erkennen. Weil nun diese Eltern im damaligen Kriegswesen vom Totschlag Profession machten, ermordeten sie ihn in der ersten Nacht. Nachdem sie aber des Morgens erfahren, daß es ihr Sohn gewesen, stürzte sich der Vater in einen Brunnen, die Mutter erhing sich; da die Schwester die Mutter ungefähr sahe, starb sie vor Schrecken des geliebten Todes.

Nebenbei sei schließlich noch bemerkt, daß auch Zacharias Werner das gleiche Motiv von den Mordeltern in seinem „29. Februar“ verwandt hat, der 1810 erstmalig in Weimar aufgeführt wurde.

Aus dieser Zusammenstellung läßt sich erkennen, daß die Heimat des Liedes in Obersachsen zu suchen ist; von dort ist die Ballade nach allen Richtungen hingewandert, wie die Varianten aus Nordböhmen, Schlesien, Brandenburg, Magdeburg und Göttingen beweisen. Für die Gruppe der hinterpommerschen Fassungen möchten wir annehmen, daß die aus Augustin bei Köslin stammende die relativ älteste ist.“

Dr. Schulz-Köslin.

## Kleine Beiträge zur pommerschen Volkskunde.

Von Professor D. A n o p - Stargard.

### 2. Sand essen.

Sand reinigt den Magen. Das ist eine Redensart, die man im östlichen Hinterpommern und auch wohl sonst häufig hört. Ob und inwieweit sie berechtigt ist, weiß ich nicht; jedenfalls aber kann oder konnte man früher wenigstens vielfach die Beobachtung machen, daß Mütter ihre Kinder ruhig von dem Sande, in dem sie spielten, essen ließen. Auch mancher unserer Leser mag von diesem Gericht gekostet haben, ohne ihm jedoch einen besonderen Geschmack abzugewinnen. Zu viel aber durfte nicht gegessen werden. Es ging eine zweite Redensart, die mein Vater häufig gebrauchte: Wenn der Mensch einen Scheffel Sand aufgegessen hat, muß er sterben. Ich erinnere mich noch, daß einst einer meiner jüngeren Brüder bei dem Tode eines kleinen Kindes im Dorfe den Vater verwundert fragte: „Aber Vater, wie konnte denn das Kind schon sterben? Das hat doch noch keinen Scheffel Sand gegessen.“

Das Volk hat offenbar ursprünglich dem Genuß des Sandes, der Erde, eine besondere Wirksamkeit zugeschrieben: Der von der Erde genommene Mensch erhält durch den Genuß der mütterlichen Erde neue Lebenskraft; ein Juwel aber wirkt schädlich, tötet den Menschen. In meinem früheren Wirkungsorte Rogasen in der Provinz Posen wurde mir erzählt: Wenn ganz kleine Kinder Sand essen, sollen die Eltern es ihnen nicht verbieten; denn solche Kinder werden ihr ganzes Leben hindurch nicht an Zahnschmerzen leiden. Also recht sichtbar eine heilkräftige Wirkung der Mutter Erde, über die Albrecht Die-

terich in seinem Buch über Mutter Erde so vortrefflich gehandelt hat. Ebenso wurde mir berichtet: Wenn kleine Kinder den Sand essen, der sich unter der Türschwelle befindet, so freuen sich die Eltern darüber, denn sie meinen, daß aus solchen Kindern kluge Menschen werden, da sie die Weisheit aller derjenigen Personen aufessen, die über die Schwelle geschritten sind. Andererseits hat die Sache auch wieder ihr Gefährliches. Man sagt, daß solche Kinder nicht lange leben werden. Fremde Leute, die ein solches Sandessen sehen, pflegen zu dem Kinde zu sagen: Du wirst dich nicht erziehen, d. h. du wirst nicht alt werden.

Wie das Essen des Sandes, so besitzt auch das Trinken von Sandwasser heilkräftige Wirkung. In dem deutschen Grenzgebiet bei Kreuz findet sich folgender Glaube: Wenn sich ein Mensch beim Heben einer Leiche verbrochen oder überhoben hat, so muß er Sand von dem Grabe der Leiche nehmen, ihn in Wasser schütten und dann dies Wasser trinken. Sobald er den Trank eingenommen hat, wird er gesund. Der Glaube ist ähnlich wohl auch in Pommern vorhanden, wenigstens wird auch hier dem Sande von Gräbern Heilkraft zugeschrieben. Wird z. B. jemand vom Fieber geplagt, so nehme er ein kleines leinenes Beutelchen, gehe auf den Kirchhof und tue von drei Gräbern je eine Prise Sand hinein, hänge dann das Beutelchen so an einem Knopf des Rodes auf, daß er es auf dem Heimwege verliert, und das Fieber vergeht. Natürlich muß man es zwischen 11 und 12 Uhr tun, schweigend und ohne sich umzusehen. (Sagen aus dem östlichen Hinterpommern S. 162.)

lich will dieses auch an sich der kleine Marktplatz bedeuten. Die Proportionen sind nicht ausschlaggebend, da die kleinen Städte bekanntlich immer mehr Ausdehnungsmöglichkeiten haben. Aber hier spielt vielfach das landschaftliche eine Rolle: um irgend ein Denkmal ziehen sich Anlagen, und man muß sagen, daß dieses mancher kleinen Stadt vorzüglich zu Gesicht steht. Erinnern wir uns an das ostpreussische Marggrabowa, wo inmitten des Marktplatzes — des größten deutschen Marktplatzes überhaupt — die Kirche mit ihrem sie umgebenden Gottesacker liegt, ähnlich den Dorfängern, bei denen dieses beinahe prinzipiell durchgeführt ist.

Betrachten wir den Marktplatz einer Serenissima-Stadt: wir erkennen auch heute noch und noch viele Jahre später das höfische im Charakter dieser Stadtanlage. Z. B. der große Marktplatz in Dessau, der an sich kleiner ist als der „kleine Markt“. Hier ist noch die Allongzeit lebendig geblieben unter den Budenhäusern: man meint immer noch drüben, von der granadierbunten Hauptwache den „Alten Def-

fauer“ kommen zu sehen. Und diese Historie ist einfach von hier nicht wegzudenken.

Aber, wie schon oben gesagt, viele Marktplätze haben ihren Charakter als solchen eingebüßt. Denken wir nur an die Großstädte, wo heute der Verkehr über die Behäbigkeit von einst wegsetzt. Manche sind auch isoliert worden von der späteren Zeit, z. B. der „Römer“ in Frankfurt am Main, der heute nur noch sorgsam geschütetes Bierstück alter Städtebaukunst ist. Den abschließenden Rahmen der Marktplätze geben natürlich meistens immer die Kirchen der Städte, mögen wir da in Norddeutschland oder südlich des Mains sein.

Es gibt vielfach auch langweilige, ausdruckslose Marktplätze, die absolut durch keine höhere baukünstlerische Linie erregt werden. Wir finden diese Typen vielfach in Mecklenburg vor, und man könnte beinahe mit einem Stadtbild zugleich eine ganze Reihe mitgeschildert haben. Gleichmäßig sind Solperkaster, Rathhaus, Amtsgericht, Post und dergleichen. Das wirkt einschläfernd. Stolzige Marktplätze weisen die Städte ehemals hanseatischen Charakters

auf. Ganz besonders die Gotik verstand es, ihre Marktplätze herrlich zu gestalten. Aber auch die Renaissance ist nicht zu vergessen, die diese wundervollen Giebel und Portale zu setzen wußte. Das etwas Steifleinene beginnt zur Barockzeit, als die Städte, insbesondere die Residenzen, den höfischen Auftrieb bekamen. Möglichst reserviert mußte a<sup>o</sup> sein, und das hat der Barockstil mit seinen Bauten auch erreicht. Man kann natürlich einem bestimmten Stil keine Reverenz erweisen, das wäre etwas zu viel getan, denn auch die neuere Zeit hat uns Marktplätze gestiftet, die gut neben den alten bestehen können. Schließlich haben wir das Alte abgelegt, weil das Neue zuträglicher und manchmal ebenso schön ist.

Die Seele der Stadt aber ist eben der Marktplatz. Hier prägt sich Inneres dem aufmerksamen Beschauer aus, der diese Sprache zu verstehen weiß. Engbrüstig oder weitläufig, dürrig oder imposant, überladen oder idyllisch. Das liegt ganz im Wesen des Volksstammes, steif oder zugänglich. Hier auf dem Marktplatz spricht das Bürgertum selbst seine ureigenste Sprache.



### 3. Leichenstroh und Leichenjaud.

Manche Dörfer des Kreises Stolp hatten und haben auch wohl jetzt noch nicht ihren eigenen Kirchhof, da mußten denn die Toten zum Kirchdorse gebracht werden. Bei der Rückkehr von der Beerdigung nun mußte auf der Grenze Stroh hingelegt werden, damit der Tote, wenn er in sein Sterbehäus zurückkehrte, sich dort ausruhen konnte. Auch das Totenlager selbst mußte noch eine Nacht nach der Beerdigung an Ort und Stelle bleiben, da der Tote in der Nacht zu seinem Lager zurückkehrte und darauf ruhte. (Knoop, Volksagen aus dem östlichen Hinterpommern S. 164 und 165.) Sonst aber war es Vorschrift, das Leichenstroh möglichst bald zu beseitigen. Aus Greest im Kreise Lauenburg wird (Blätter für pomm. Volkskunde 3, 106) mitgeteilt: Das Stroh, auf dem der Verstorbene beim Bewaschen lag, soll aus dem Dorse hinaus auf eine Grenzschiede gebracht werden und dort verkaufen. Im Kreise Stolp hieß es: Das Stroh, auf dem eine Leiche vor der Beerdigung liegt, darf nicht in Gebrauch genommen und besonders nicht dem Vieh untergestreut werden, weil es sonst steif wird. (Knoop, S. 165.) Derselbe Brauch ist auch im Posener Lande zu finden. Wenn ein Mensch gestorben war, wurde das Stroh, auf dem er in der Todesstunde gelegen hatte, aus dem Bett genommen, in einen Sack gestopft und in einen Teich versenkt, oder es wurde auf das Feld getragen und dort verbrannt. In dem Dorse Raziopole bei Rogasen wurde es vielfach in die vorüberfließende Welna versenkt. Die Leute taten das, weil sie glaubten, daß der Mensch, der auf diesem Stroh schlafte, bald sterben müsse.

Die Vernichtung des Strohs, auf dem ein kranker Mensch längere Zeit gelegen hatte, erfolgte wohl schon ursprünglich aus gesundheitlichen Gründen. Krankheitsstoffe und besonders auch Ungeziefer konnten sich in der Strohhunterlage des Bettes leicht ansammeln und auf andere übertragen. Aus einem ähnlichen Grunde dürfen im Kreise Kolberg-Röslin und gewiß auch anderwärts Betten, in denen ein Mensch starb, nicht gleich wieder benutzt werden. Man muß sie ins Freie legen, und erst, wenn die Bögel darüber geflogen sind und wenn sie im heißen Backofen gebacken sind, kann man sie wieder verwenden. (Bl. f. pomm. Volkskunde 8, 135.) Andererseits aber berichtet Anorn, Sammlung abergläubischer Gebräuche Nr. 117 (Balt. Studien 1883, S. 128): Um Bögel auf dem Felde oder im Garten von der Saat abzuhalten, muß man von dem Bettstroh, auf dem jemand gestorben ist, kleine Wische machen und aufs Feld oder in den Garten in den Boden stecken.

Wie das Stroh, so wurde auch der Sand beseitigt, auf den man die Leiche bald nach dem Absterben legte. Aus Hohen-Walden im Kreise Wongrowitz wurde mir folgendes berichtet: Wenn jemand im Sommer stirbt, legt man den Leichnam auf Sand. Diesen Sand soll man nachher nicht ins Wasser werfen, da dann in dem Gewässer die Fische aussterben würden; man soll ihn auch nicht auf das Feld hinaustragen, da an der Stelle, wo der Sand zerstreut wird, nichts wächst. Man soll ihn entweder ins Feuer werfen oder in den nächsten Wald hinausfahren, und dort vergraben. Doch soll dies in der Zeit geschehen, wo die Leiche unterwegs zum Kirchhof ist, da sonst, wie die Leute glauben, der Gestorbene, falls er verdammt ist, wieder zurückkehren und den Sand in dem Hause seines größten Feindes zerstreuen wird. Davon wird dieser schwer krank und muß bald sterben.

Auch in Rußland ist der Brauch vorhanden gewesen, den Toten auf Sand zu betten. Wenn es dann donnerte, steckten die Leute ein Stück Stahl neben die Leiche in den Sand, auf dem sie ruhte; denn man glaubte, daß der Tote sonst weiterwüchse (Mitt. der Schles. Ges. f. Volkskunde 14, 78). Ich erinnere mich ferner, daß vor etwa 60 bis 70 Jahren in meinem Heimatorte Rarzin im Kreise Stolp die Leiche bald nach dem Ableben aus dem Bett genommen und auf Sand gelegt wurde. Man meinte, daß sie dann schneller steif würde. Vielleicht können unsere Leser weitere Mitteilungen über diesen Brauch in Pommern machen.

# Neue Sagen und Geschichten aus dem Kreise Köslin.

## 9. Der alte von Hohensfelde.

Der feilhere Kriegsminister, die alte Erzellenz v. Rameke (geb. 1817), hielt sich nach seiner Entlassung aus dem königl. preuß. Staatsdienst meistens auf seinem Gute Hohensfelde bei Nordeshagen auf. Es war ein freundlicher Herr und wenn er in seiner einfachen schlichten Foppe einherging oder durch die Felder ritt, wurde er oft erkannt, was zu manch heiterem Erlebnis führte, worüber er selbst die meiste Freude hatte.

Einmal war eine kleine Truppe der Kolberger Garnison zu einer Übung auf die Dörfer zwischen Kolberg und Köslin ausgerückt. In einer kleinen Gefechtspause sahen die Offiziere, wie ein alter freundlich aussehender Herr auf der Landstraße vorbeiritt. „Sieh mal“, sagte der eine von den Offizieren zu seinem Kameraden, „hat der einen schönen Gaul“. Und im Uebermut rief er dem Alten zu: „Kann Er auch reiten? Zeig Er's mal!“ Der alte Herr lachte und sagte: „Nun, wollens einmal versuchen!“ Damit setzte er sich in Trab und ritt, wie der Offizier kommandierte, hin und her. Endlich sagte der junge Offizier: „Donnerwetter, kann der aber reiten! Wer sind Sie denn?“ Der Reiter lachte und sagte zu den Offizieren: „Grüßen Sie nur Ihren Herrn Oberst von dem Alten aus Hohensfelde!“ Militärisch grüßend und innerlich lachend ritt er eiligst davon.

In dem siegreichen Feldzug von 1870/71 hatte der General von Rameke sich zunächst als Kommandeur der 14. Infanterie-Division bei Spichern und Metz ausgezeichnet und später die Leitung des Ingenieur-Angriffs auf Paris erhalten und war nach der Einnahme Kommandant von Paris.

Vor dem Schloß in Hohensfelde stehen zwei große Kanonen. Es heißt, daß diese ein Geschenk Kaiser Wilhelms I. an seinen ehemaligen General seien. Der verstorbene Kaufmann Louis Herlinger in Kolberg pflegte seinen Freunden von diesen Kanonen oft folgende Geschichte zu erzählen:

In meinen Tagen kam eines Tages ein alter Herr und fragte, ob ich starke und lange Ketten zum Verkauf habe. Da ich bejahte, gingen wir an meine Vorräte und nahmen diese in Augenschein. Aber alle waren zu schwach und der alte Herr fragte: „Haben Sie keine stärkeren?“ „Sawohl, auf dem Boden liegt noch eine sehr starke und lange.“ — „Darf ich sie sehen?“ — „Bitte!“

Wir stiegen auf den Bodenraum. Da lag in einer Ecke eine mächtige Kette, die schon Rostflecke zeigte. Der Alte begann sie eigenhändig über den ganzen Bodenraum auseinander zu ziehen. Endlich sagte er: „Die genügt!“ Er fragte nach dem Preise, zahlte und wollte die Kette nach unten schleppen, was aber auf meine Bitte unterlassen wurde. Nun fragte ich: „Sagen Sie mal, wozu wollen Sie diese starke Kette und mit wem habe ich die Ehre?“ Der alte Herr lächelte und sagte: „Wilhelm — gemeint war Kaiser Wilhelm I. — hat mir eine große Kanone geschenkt, die will ich vom Bahnhof abholen und vor meinem Schloß aufstellen. Ich bin der Alte von Hohensfelde.“ Sei, wie klappten da meine Haden zusammen; ich grüßte militärisch. Aber die alte Erzellenz winkte lachend ab und ging freundlich grüßend von dannen.

Nach Asmus und Knoop, Kolberger Volkschmuck 1927, Nr. 35.

## 10. Der Spul bei Neubanzin.

Auf der Feldmark von Neubanzin findet sich für eine tiefer gelegene Stelle, die durch einen Abflußgraben entwässert wird, die Bezeichnung Roara Mär, rotes Meer. An dieser Stelle hat es nach der Aussage alter Leute früher gespult. Ueber die Art des Spulens konnten nähere Angaben nicht gemacht werden.

Siehe hierzu „Flurnamen von Neubanzin“ in Unf. Heimat 1923/11.

## 11. Der Nachholer.

Im „Allgemeinen Pommerschen Volksblatt“, der Vorgängerin der „Kösliner Zeitung“, findet sich in der Nummer vom 12. Oktober 1839 unter der Ueberschrift „ein Vampir in Pommern“ folgender Bericht: Vor mehreren Jahren erhängte sich ein Mann, dessen Leichnam auf dem Kirchhof eines

Gutsdorfs im Fürstentümer Kreise begraben liegt. Kürzlich erschienen einige hinterbliebene Verwandte bei dem Gutsherrn, der zugleich Patron ist, und baten ihn, er möge erlauben, daß sie die Leiche ausgraben und aufs Gesicht legen dürften. Auf Befragen, warum und zu welchem Zwecke dies geschehen solle, erwiderten sie, daß der Erhängte ein Nachholer sei, der bereits mehreren seiner Verwandten schwere Krankheiten zugeführt und sie sodann nachgeholt habe. Eben liege wieder jemand aus der Verwandtschaft schwer krank darnieder. Um diesem zu helfen, und dem Nachholer seine Macht zu nehmen, sei das Umkehren der Leiche, so daß sie mit dem Gesicht nach unten liege, das einzige Mittel. Der Gutsherr, einer der gebildetsten und gediegensten Leute der Provinz, dem die Gabe überzeugend zu sprechen in hohem Grade eigen ist, gab sich alle erdenkliche Mühe, den abergläubischen Leuten ihren Wahn auszureden. Es gelang ihm nicht. Und da er dem Gesuch nicht stattgeben konnte, so gingen die Bittsteller, mit Angst im Herzen, daß auch sie die Peise, nachgeholt zu werden, bald treffen werde, traurig davon.

## 12. Die Hexentrone in der Großmüllener Kirche.

In der Kirche zu Großmüllener hängt eine zwölfarmige Krone. Sie wird die Hexentrone genannt. Im Jahre 1697 ist sie von Anna Schwarzen aus Kleinmüllener gestiftet worden. Diese war der Hexerei und Zauberei angeklagt und hatte gelobt, wenn ihre Unschuld an den Tag käme, der Kirche eine Krone zu stiften.

In jener Zeit ist nach Aufzeichnungen des Pastors Samuel Marcus im Großmüllener Kirchenbuche im Kirchspiel Großmüllener einer großen Anzahl von Frauen der Prozeß wegen Hexerei gemacht worden. Es sind darnach vor 1670 vier Frauen aus dem Kirchspiel auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden. Zwei Frauen sind geflüchtet und haben ein plötzliches Ende genommen. Einer dritten Person, der alten Gutteschen, hat, wie es im Kirchenbuch heißt, der Teufel den Hals abgebrochen. Zu Zeiten des Pastors Samuel Marcus selbst sind von 1670—1697 im Kirchspiele 11 Frauen als Heren verbrannt worden, während die zwölfte, Barbe Damigen, „die alte Klüstersche“, nicht verbrannt worden ist, weil ihr der Teufel im Gefängnis den Hals gebrochen hat. Sie ist auf einer Egge auf den Richtplatz geschleppt worden. — Nach Aufzeichnungen im Großmüllener Kirchenbuch. Siehe dazu meine Sagensammlung Nr. 140.

## 13. Vom bösen Blick.

Einmal ging in Sorenböhm Frau A., von der bekannt war, daß sie den bösen Blick hatte, an dem B. schen Hof vorbei, als Frau B. gerade die Gießel herausließ. „Ach min Gießel!“ ruft Frau B. erschreckt, reißt schnell ihren roten Unterrock herunter und läßt die Gießeln durchlaufen. Nun konnte ihnen der böse Blick nichts anhaben. —

Nach Mitteilung von R. Z. aus Kolberg.

## 14. Das Regelspiel mit dem Teufel.

Auf der Zuchener Feldmark befindet sich in einem kleinen Wäldchen nach Schübden zu ein Flurstück, der Teufelslustgarten genannt. Hier soll der Teufel sich in heißen Sommernächten erganzen haben. Einmal ist ein Mann vorbei gekommen, der auf schlechten Wegen sich befand. Der Teufel ließ ihn nicht weiter ziehen, da er ihm verfallen war. Er sollte jedoch frei sein, wenn er ihn im Regelspiel besiege. Flugs waren von unsichtbaren Händen sieben Regeln aus Menschenknochen aufgestellt, und mit Totenschädeln wurde danach geegelt. Sechsmal schon hatte der Mann danach geworfen, aber jedesmal ohne großen Erfolg. Als er zum siebenten Wurf ausholte, da raunte ihm der Totenschädel zu, er solle nicht so hart mit ihm werfen und ihn in der Hand behalten bis zum ersten Hahnenschrei. Wohl drängte der Teufel, das graue Spiel weiter zu treiben. Aber der Mann blieb standhaft, und als vom nahen Dorfe der erste Hahnenschrei herüber klang, entwich der Teufel mit einem bösen Fluch. Der Mann aber war gerettet und begrub dankbar den Schädel abseits der verwünschten Stelle, wo früher ein Galgen gestanden haben soll. —

Nach einer Legende von Benno im „Allgemeinen Pommerschen Volksblatt“ von 1840 Nr. 6. (Fortsetzung folgt.)